SOZIALWISSENSCHAFTEN UND BERUFSPRAXIS

Herausgegeben vom Berufsverband Deutscher Soziologinnen und Soziologen e. V.

BEITRÄGE

Helmut Kromrey: **Evaluation – ein vielschichtiges Konzept**

Hendrik Faßmann: **Probleme der Evaluation von Programmen**

Wolfgang Beywl: **Konfliktfähigkeit der Evaluation und die „Standards für Evaluation"**

PRAXISBERICHTE

Petra Hartmann: **Qualitative Interviews nach der PRA-Methode – Mit der Moderationstechnik in nur sieben Tagen von der Interviewschule bis zur Präsentation der Ergebnisse**

Peter C. Dienel: **Die Planungszelle – eine Perspektive für die Demokratie**

DISKUSSION

Ronald Hitzler: **Pioniere der Moderne? Existenzbasteln als Innovationsmanagement**

REZENSION
INFORMATIONEN
VERBANDSMITTEILUNGEN

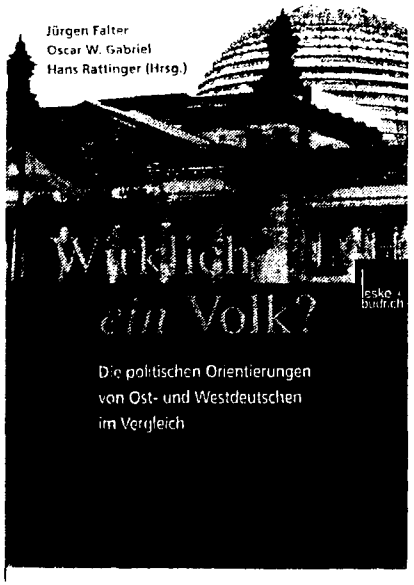
Jahrgang 24/2001
ISSN 0724-3464
G 6752

leske + budrich

2/01

Wirklich *ein* Volk?

Politische Orientierungen von Ost- und Westdeutschen zehn Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer



Jürgen Falter/Oscar W. Gabriel
Hans Rattinger (Hrsg.)
Wirklich ein Volk?
Die politischen Orientierungen
von Ost- und Westdeutschen
im Vergleich
2000. 711 Seiten. Kart.
98,– DM/89,– SFr/715 ÖS
ISBN 3-8100-2961-0

Unter der Parole „Wir sind das Volk" startete die Bürgerrechtsbewegung im Sommer 1989 ihre Massendemonstrationen gegen das DDR-Regime und leitete damit das Ende des ersten Arbeiter- und Bauernstaats auf deutschem Boden ein. Mit der Wiedervereinigung Deutschlands am 3. Oktober 1990 wurden die Prinzipien einer pluralistisch-liberalen Demokratie zur Grundlage des politischen Lebens im östlichen Teil Deutschlands. Seither steht die Bevölkerung der ehemaligen DDR vor der Notwendigkeit, sich mit einer bis dato lediglich über das Westfernsehen bekannten politischen Ordnung zu arrangieren.
Zehn Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer zeigen sich die beim Aufbau eines demokratischen Grundkonsenses und einer gemeinsamen politischen Kultur im vereinigten Deutschland auftretenden Probleme wesentlich klarer als in den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung. Vor diesem Hintergrund zieht der vorliegende Band unter der Fragestellung „Wirklich ein Volk?" Bilanz.
Unter der Perspektive des Ost-West-Vergleichs um die Aspekte der Wahrnehmung und Bewertung des politischen Systems, politische Institutionen und Akteure, Wertorientierungen und Ideologien, Einstellungen zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft und um Partizipations- bzw. Wahlforschung.

■ Leske + Budrich

Reinhard Stockmann (Hrsg.), 2000, Evaluationsforschung. Grundlagen und ausgewählte Forschungsfelder, Leske + Budrich, Opladen, Preis 48,- DM (ISBN 3-8100-2656-5)

Susanne Giel

Kaum ein mit staatlichen Geldern subventionierter Bereich kommt heutzutage ohne Evaluation aus. Überall dort, wo öffentliche Mittel fließen, werden Evaluationen durchgeführt oder doch zumindest eingefordert. Dementsprechend eröffnet sich hier für Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler ein weites Betätigungsfeld. Dies zeigt sich auch in zahlreichen Stellenausschreibungen, die sich an Bewerber mit ausgewiesenen Kompetenzen und Erfahrungen im Evaluationsbereich richten. Zugleich sind Qualifizierungsangebote – ob universitärer oder außeruniversitärer Art – eher die Ausnahme.

Ein „Lehrbuch" – so der Klappentext –, das die „wichtigsten Theorien, Methoden und Entwicklungen der Evaluationsforschung" nachzeichnet, kommt da gerade recht. Angesichts der vielfältigen Motive, Einsatzfelder, theoretischen Grundlagen, methodologischen und technischen Herangehensweisen, die die Evaluationslandschaft charakterisieren, handelt es sich bei dem vorliegenden Sammelband um ein ambitioniertes Vorhaben.

Das Buch ist in zwei Hauptabschnitte untergliedert: Im ersten Teil werden allgemeine Theorien, Methoden, Ansätze, Entwicklungen und künftige Herausforderungen dokumentiert. Im zweiten Teil stellen Experten ihre jeweiligen Praxisfelder von Evaluationsforschung vor.

Der Begriff Evaluations*forschung* im Titel soll den Unterschied zwischen alltäglichen, unmethodischen Bewertungen und Beurteilungen zu einem Teilgebiet anwendungsbezogener Sozialforschung unterstreichen.

Reinhard Stockmann macht im einleitenden Kapitel deutlich, dass er die Evaluationsforschung vor allem in ihrer Rolle als Beraterin in Handlungsfeldern von Politik sieht. Er weist ihr vier verschiedene Funktionen zu: die Erkenntnis-, Kontroll-, Dialog- und Legitimitätsfunktion. Stockmann formuliert die aktuellen Herausforderungen für Forschung und Praxis in Deutschland, und benennt konkrete Vorschläge, wie auch Auftraggeber unterstützen und mitgestalten könnten.

Pioniere einer anderen Moderne? Existenzbasteln als Innovationsmanagement

Ronald Hitzler

Prozesse der Modernisierung führen, wie z. B. Pluralisierung und Individualisierung, einerseits zu einer Vermehrung von Handlungsressourcen und Handlungsalternativen für *solche* Akteure, die die Kompetenzen haben dafür, die zunehmende Komplexität des („globalisierten") sozialen Lebens für sich zu nutzen. Andererseits befördern derlei Modernisierungsprozesse aber auch die Erfahrung vermehrter und vermehrt einengender Restriktionen bei solchen Akteuren, die diese Kompetenzen (warum auch immer) eben *nicht* besitzen.

Der folgende Beitrag befasst sich mich mit sozusagen individueller Modernisierungs(bewältigungs)kompetenz; genauer: zunächst mit der Kunst des Überlebens in der (noch gegenwärtigen) spätmodernen Gesellschaft und im Weiteren mit dem „Management von Innovationen des Zusammenlebens", bzw. einfacher ausgedrückt: mit Aspekten des Übergangs in eine andere Moderne als einem *Handlungsproblem*.[1]

1

Nicht nur in vormodernen Gesellschaften, sondern noch weit hinein in moderne Gesellschaften war das Leben der Menschen durch eine Vielzahl traditioneller Bindungen bestimmt – von der Familien- und Verwandtschaftsorientierung über die Dorf- und Religionsgemeinschaft bis hin zu ständischen bzw. klassen- und schichtspezifischen Milieus. Zentrum des Lebens waren die "small communities", die zumeist territorial relativ klar begrenzt waren und in denen man seinen festen räumlichen *und* sozialen Platz hatte, in denen man sich also (in aller Regel) ganz fraglos „zu Hause" fühlte (vgl.

[1] Der ursprüngliche Eröffnungsvortrag beim BDS-Kongress am 27. Mai 1999 in Essen wurde in erweiterter Version als Aufsatzfassung publiziert in dem Sammelband von Hans A. Wüthrich et al. (2001), Grenzen ökonomischen Denkens. Wiesbaden.

Luckmann 1978). Derlei Bindungen schränkten somit einerseits die Wahlmöglichkeiten, die Optionen des einzelnen Menschen für ein „eigenes" Leben ein, andererseits boten sie aber auch Vertrautheit und Schutz.

Schon seit geraumer Zeit aber hat – durchaus vor dem Hintergrund des Persistierens solcher „Milieuglocken" – ein grundlegender Wandel im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft eingesetzt und immer weitere Teile der Bevölkerung erfasst: Die in vormodernen Gesellschaften „normale", umgreifende kulturelle Dauerorientierung ist zerbrochen. Eine Art kultureller „Supermarkt" für Weltdeutungsangebote aller Art (und auch sozusagen mehr oder weniger jeglicher „Preislage") hat sich entwickelt – ein Sinn-Markt also, der uns alle bedient mit einer Vielzahl von religiösen, ästhetischen, esoterischen, chauvinistischen, rassistischen, nationalistischen, globalistischen, klassenkämpferischen, konsumistischen, ökologischen, sexistischen und dergleichen Ideen mehr – sowie natürlich auch mit den jeweiligen Anti-Ideen. Angesichts dieser vieldimensionalen Angebots-Palette gibt es für die mannigfaltigen Entscheidungssituationen, mit denen der einzelne Mensch konfrontiert ist, keine *verlässlichen* „Rezepte" mehr.

D. h., es gibt zwar nach wie vor „alte" und auch immer wieder „neue" Deutungs- und Glaubensangebote, die den Anspruch symbolischer *General*-Erklärungen erheben. Aber sowohl die Konversion in eine solche Meta-Sinnwelt, als auch die Frage der Applizierbarkeit dort bereitgestellter Bewältigungsrezepte auf je eigene Lebenssituationen verbleiben als Entschluss und Überzeugung beim Einzelnen – und sind ohnehin schon für den Nächsten keineswegs mehr verbindlich. Diesen Wandel, in dem sich allmählich – zum Teil inmitten andauernder traditionaler Vergemeinschaftungen und überkommener sozial-moralischer Milieus – *ein Anspruch und ein Zwang zum eigenen Leben* herausbildet, bezeichnen wir als „Pluralisierungs- und Individualisierungsprozess" (vgl. Beck 1983, 1995).

2

Zur Gegenwart hin hat der Pluralisierungs- und Individualisierungsprozess ein historisch einmaliges Ausmaß erreicht, das in der einschlägigen Literatur im wesentlichen als funktionale Konsequenz sozialstruktureller Veränderungen moderner Gesellschaften, v. a. nach und seit dem Zweiten Weltkrieg, erklärt wird.

Z. B. lösen sich in den Industriegesellschaften seither die Normalarbeitszeitverhältnisse zunehmend auf, sowohl was die Wochenarbeitszeit als auch was die Lebensarbeitszeit betrifft. Das heißt nicht, dass es nicht auch noch ganz stabile 35- oder 40-Stunden-Wochen gibt. Und das heißt auch nicht, dass nicht nach wie vor viele Leute von montags früh bis freitags am Nachmittag arbeiten. Und es heißt auch nicht, dass es nicht auch noch solche Zeitgenossen gibt, die mit 15 Jahren in einen Beruf hineingehen und mit 65 Jahren dort wieder aufhören. Aber während dies früher als Normalfall erschienen ist, kommen wir zwischenzeitlich kaum noch umhin, festzustellen, dass der

Anteil derer, die in dieses sogenannte Normalarbeitszeitschema eben nicht mehr hineinpassen, immer größer wird. D. h. ein typisches Arbeitsleben heute – und morgen noch weitaus stärker – setzt sich eher zusammen aus kurzfristigen Zeitverträgen, die man „irgendwie" aneinander koppeln muss. Das gelingt einmal besser und einmal schlechter und geht symptomatischerweise einher mit vielfältigen biographischen Irritationen und Brüchen.

Ein anderer wichtiger Aspekt der Entwicklung ist die allgemeine Anhebung des Bildungsniveaus. Wir reden hier vom sogenannten Fahrstuhleffekt. D. h. die ganze Gesellschaft fährt im Hinblick auf Formalqualifikationen insgesamt wie in einem Fahrstuhl nach oben – ohne dass dadurch die Ungleichheiten innerhalb des Fahrstuhles wesentlich verringert oder gar abgebaut würden. Infolgedessen führt dieser Effekt tendenziell zu einer faktischen Entwertung der Bildungsabschlüsse. D. h., man kann nicht mehr *per se* damit rechnen, in guten Verhältnissen zu leben, nur weil man über eine gute Ausbildung bzw. einen guten Abschluss verfügt. Umso schwieriger wird es dadurch allerdings für *die* Menschen, die diese Abschlüsse eben *nicht* vorweisen können. Sie sind prädestiniert dafür, ins Heer der sogenannten Sockelarbeitslosen eingereiht zu werden.

Nicht übersehen dürfen wir dabei auf der anderen Seite jedoch – denn auch das ist ein Indikator des strukturellen Wandels –, dass man heute Ausbildungsversäumnisse sehr viel problemloser kompensieren kann als früher, nämlich durch zweite und dritte Bildungswege und alle möglichen „Seiteneinstiege" in Ausbildungs-, Fortbildungs- und Umschulungsprogramme. Kurz gesagt: Gerade der Bildungssektor wandelt sich nach wievor im Sinne quasi einer lebenslangen Bereitstellung von Bildungschancen für jedermann.

Hinzu kommt ein besonders deutlicher Anstieg des durchschnittlichen Ausbildungsniveaus von Frauen sowie deren wachsende Neigung, längerfristig berufstätig zu sein. Zwar gab es auch bereits in den 60er Jahren eine hohe Erwerbsbeteiligung der Frauen, aber damals ging es im Wesentlichen um den sogenannten „Zubrotverdienst", d. h. den Urlaub und das Auto finanzierte gleichsam die (Ehe-)Frau, indem sie eben eine Zeit lang für ein sogenanntes Zweiteinkommen mitarbeitete. Heute hingegen erheben Frauen typischerweise einen Anspruch auf ein eigenständiges, zumindest ihre individuellen Bedürfnisse befriedigendes Einkommen. Und sie sind damit, wie Elisabeth Beck-Gernsheim (1983) es ausgedrückt hat, auf dem Weg „vom Dasein für andere zu einem Stück eigenem Leben".

Die Konsequenzen dieser alltagspraktischen Emanzipation beschränken sich naturgemäß keineswegs auf die Frauen selber, sondern wirken sich eben auch nachhaltig auf das *Zusammenleben* von Frauen und Männern aus. Ein Umzug im akademischen Milieu z. B. ist heute für Menschen, die noch in sogenannten normalen (Klein-)Familienverhältnissen leben, in der Regel höchst problematisch. Denn es geht dabei sofort um die Frage, wer nun zu Gunsten der Karriere des bzw. der Anderen wie viel und was

aufzugeben bzw. in Kauf zu nehmen bereit ist. Und es ist eben keineswegs mehr selbstverständlich, dass die berufstätige Frau ihre Lebensorientierung an den Wünschen und Belangen ihres Partners ausrichtet. Ohnehin ist es keineswegs mehr selbstverständlich, dass die Frau die private Hinterbühne für den erwerbstätigen Mann organisiert. Damit aber ändert sich eben das familiale bzw. partnerschaftliche Zusammenleben: die traditionellen Vollzugsformen desselben werden problematisch – soweit sie nicht bereits zusammengebrochen sind.

Dabei geht es (politisch) inzwischen viel weniger um die Frage ehelicher oder nichtehelicher Lebensgemeinschaften, sondern viel mehr darum, wie es sich in dieser wie in jener Form von Partnerschaft arrangieren lässt, dass man eben so lange zusammen ist, solange man die Neigung hat, zusammenzubleiben, und dass man auseinandergeht, wenn dies nicht mehr hinlänglich der Fall ist. Hier findet eine gewisse Umdefinition intimer Beziehungen statt – jedenfalls bei Erwachsenen. Ja, es scheint fast zu einem Indikator dafür zu werden, dass man erwachsen wird, wenn man die (jugendlich) romantische Vorstellung des ewigen Glücks mit dem *einen* Partner aufgibt. Das heißt durchaus nicht, dass langfristige Bindungen zu seltenen Ausnahmen würden. Aber es heißt in der Tat, dass mehr und mehr auch intime Beziehungen und Bindungen als etwas Entscheidbares (und Revidierbares) wahrgenommen werden.

Das wirkt sich natürlich auch auf die Kinderaufzucht aus, die ohnehin zu einem immer teureren „Vergnügen" wird: Kinder wachsen zunehmend nicht mehr in dem auf, was wir auf Grund unserer kulturellen Gewohnheiten nach wie vor als die verträglichste bzw. beste Form der Sozialisation von Kindern ansehen, nämlich in einer Familie, die möglichst aus Vater, Mutter und einem oder mehreren Geschwistern besteht. Dieses Ideal geistert zwar nach wie vor durch die Köpfe aller Verteidiger der traditionalen Familie – bis hin zu ihren soziologischen Liebhabern. Faktisch aber haben sich die Verhältnisse deutlich gewandelt: Kinder leben inzwischen zunehmend in Rumpf- und Teilfamilien bzw. in Konstellationen, die sich aus dem ergeben, was man als „Sukzessivehen" (mit und ohne Trauschein) bezeichnet.

Manche dieser Konstellationen sind ungemein verwickelt. Gleichwohl kommen Kinder mehrheitlich ganz gut, oft besser als die Erwachsenen, damit zurecht: D. h. Kinder gehen im Großen und Ganzen relativ kompetent mit nicht mehr stabilen oder sehr komplexen Familienverhältnissen um. Sie leben in Zweit- und Drittfamilien, und das funktioniert durchaus. Die konservativen Befürchtungen, aus der Auflösung der sogenannten Normalfamilie ergäben sich symptomatischerweise anomische Entwicklungen und damit Leidensschicksale für die davon betroffenen Kinder, scheinen sich bislang jedenfalls nicht bzw. *nicht in der Regel* zu bestätigen. Wer sich nicht bzw. nur schwer an die neuen Verhältnisse gewöhnen kann, das sind eher die Eltern und vor allem die Großeltern.

Im Übrigen resultiert die Irritation der Eltern hinsichtlich der Kinderaufzucht wesentlich aus einem der wichtigsten Phänomene des gegenwärtig zu konstatierenden

strukturellen Wandels überhaupt: Wir beobachten eine deutliche *Verrechtlichung* der Sozialbeziehungen zwischen Menschen. Am Thema der Kinderaufzucht konkretisiert: Man kann heute Kinder nicht nur deshalb nicht mehr so leicht erziehen wie früher, weil die Welt komplizierter geworden ist, sondern auch deshalb, weil sich Kinder heute bereits – und morgen noch entschiedener – gegen unliebsame Erziehungsmaßnahmen *juristisch* zur Wehr setzen können.

Die Verrechtlichung der Sozialbeziehungen *beschränkt* sich aber selbstredend keineswegs auf die zwischen Eltern und Kindern. Sie erfasst vielmehr immer mehr Bereiche unseres alltäglichen Miteinanders, die wir herkömmlicherweise eben anders geregelt haben. Ein plattes Beispiel etwa ist das neue Gesetz gegen Vergewaltigung in der Ehe. Diese juristische Regelung betrachten die meisten vernünftigen Menschen als zivilisatorischen Fortschritt. Es ist aber eben *auch* eine weitere Verrechtlichung des Verhältnisses zwischen Ehemann und Ehefrau, also das Eindringen *gesellschaftlicher* Kontrolle in eine zuvor *anders* organisiert gewesene zwischenmenschliche (Intim-)Beziehung.

Hochvertraut, ja selbstverständlich geworden ist uns die so verstandene Verrechtlichung ohnehin z. B. bei der Regelung des sozialen Verkehrs zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, aus dem Gesetzgebungen und Rechtssprechung inzwischen auch die letzten sozusagen „feudalen" bzw. „willkürlichen" Restbestände eliminiert haben. Verrechtlichung ist somit sozusagen die Konsequenz der Grundidee des modernen Zusammenlebens – nämlich der Idee von Gerechtigkeit durch Gleichheit; genauer: durch eine über das demokratische Staatswesen geregelte formale Gleichbehandlung aller. D. h. man steht in einer direkten Beziehung zu einem relativ abstrakten System, das formal alle Bürger gleich behandelt, und regelt zunehmend die Beziehungen zu anderen Menschen *über* dieses System.

3

Dergleichen alltagsorganisatorische Veränderungen betrachten wir als Rahmenbedingungen für die zunehmende Verbreitung eines bestimmten Lebensvollzugs der Menschen, den wir als „individualisiert" bezeichnen. Vereinfacht gesagt meint „Individualisierung" eine sozialstrukturell (mehr oder weniger gut) „erklärbare", existentielle Situation, in der das Leben wesentlich geprägt ist durch eine Vielzahl von Entscheidungsmöglichkeiten, aber auch von Entscheidungsnotwendigkeiten. „Individualisierung" bezeichnet demnach eher einen Handlungs*rahmen* als eine Handlungs*form* des modernen Menschen.

Der Begriff der „Bastelexistenz" bzw. des „Existenzbastelns" soll in diesem Zusammenhang deshalb *sowohl* auf die Grundsatzlösung der mit „Individualisierung" einhergehenden, generellen Handlungsproblematik verweisen, *als auch* zugleich daran erinnern, dass die Menschen heutzutage typischerweise aber durchaus keine virtuosen

Lebenskünstler, keine Artisten des Daseins, ja dass sie im Normalfall noch nicht einmal in einem vernünftigen Sinne *Konstrukteure* ihres Lebens sind; dass sie bei der Bewältigung ihres Alltags also nicht vorgehen wie etwa Ingenieure, die systematisch technische Probleme lösen (vgl. Hitzler 1994; Hitzler/Honer 1994 und 1996). Wir haben den Eindruck, dass sich die individualisierten Menschen heute eher wie Heimwerker oder Hobby-Bastler betätigen, d. h., dass sie aus dem, was ihnen kulturell gerade so zur Verfügung steht, bzw. was sich ohne allzu hohe „Kosten" besorgen lässt, „irgendwie" das zusammenmontieren, was ihnen je nötig erscheint.

Denn das eben meint der Begriff des Existenzbastelns: Sich sein Leben zusammenstückeln aus dem, was einem dafür gerade zuhanden ist. Wir gehen davon aus, dass mit der Ablösung aus den Bindungen traditionaler Gemeinschaften Menschen je individuell vor dem Dauer-Problem stehen, ihr Leben selber führen und gestalten zu müssen. Das heißt nun allerdings keineswegs, dass jeder tun und lassen könnte, was er will. Das heißt auch durchaus nicht, dass es nun allen gleich gut ginge: Manche Menschen haben – auf Grund ihrer Herkunft, ihrer Beziehungen, ihrer Leistungen, ihrer Skrupellosigkeit oder auch einfach ihres Glücks – besseres Material zum Sinn- und Lebensbasteln, andere haben schlechtere Bedingungen, haben sozusagen die schlechteren Karten. Und manche Menschen zeigen beim Existenzbasteln viel Geschick, andere hingegen pfuschen einfach ihr Lebtag an ihrem Leben herum.

Unbeschadet dessen müssen aber (letztlich) alle mitspielen, müssen ihre Existenz selber basteln, müssen selber „für sich Sorge tragen", weil sie eben freigesetzt sind aus überkommenen und zwar einschränkenden, aber verlässlichen Milieubindungen (vgl. Hitzler 1996).

4

Das *Neue* an all dem, was ich hier nur punktuell angedeutet habe, ist vor allem, dass damit das, was es früher auch immer schon *gelegentlich* „einmal" gab, nun sozusagen banalerweise zunehmend *mehr* (tendenziell allen) Menschen in modernen Gesellschaften abverlangt wird – nämlich: ihre individuelle Existenz ohne verbindlich gemeinte – und geglaubte – Anweisungen zu führen und zu gestalten. Historisch neu ist also vor allem die *Massenhaftigkeit* der Freisetzung, in deren Gefolge „die Anteile der prinzipiell entscheidungsverschlossenen Lebensmöglichkeiten (...) ab, und die Anteile der entscheidungsoffenen, selbst herzustellenden Biographie (...) zu(nehmen)" (vgl. Beck/Beck-Gernsheim 1990, S. 12 f.).

Für immer mehr Menschen besteht somit auch in diesem Sinne ein Anspruch und ein Zwang zugleich zu einem (mehr oder weniger) „eigenen" Leben – was allerdings keineswegs bedeuten muss: zu einem besonders „originellen" Leben. Mithin ist es auch nur scheinbar paradox, dass *sowohl* Pluralisierungs- *als auch* Standardisierungsprozesse als Indikatoren für Individualisierung gelten, denn da auch (im strukturfunktionalistischen Sinne) „gelungene" Sozialisation das Individuum nicht (mehr) der Notwendigkeit enthebt, situativ *selber* über seine je subjektive „Antwort" auf etwelche „Zumutungen" zu entscheiden, kann man „Individualisierung" eben *nicht* bzw. nur bedingt anhand „äußerlich" beobachtbarer Traditionsbrüche messen (wollen)[2]. D. h., dass selbst „Einigeln im Überkommenen" durchaus eine existentielle Lösung modernisierungsbedingter Handlungsprobleme sein kann. Allerdings ist dieses „Einigeln im Überkommenen" typischerweise dadurch erschwert, dass der Existenzbastler kaum noch irgendwo „eingeboren", kaum noch Mitglied *ist*. Er ist, in der Terminologie von Anthony Giddens (1991), vielmehr sozusagen strukturell aus Selbstverständlichkeiten „ausgebettet". Um sich wieder „einzubetten", muss er sich für irgendwelche Mitgliedschaften *entscheiden*.

All solche Mitgliedschaften lassen sich theoretisch subsumieren unter dem von Zygmunt Bauman adaptierten Etikett der „posttraditionalen Vergemeinschaftung" (vgl. Hitzler 1998), denn dieser Typus der Kollektivierung unterscheidet sich von überkommenen bzw. „eingelebten" Gemeinschaftsformen vor allem dadurch, dass man nicht in sie hineingeboren und auch nicht sozusagen selbstverständlich in sie hineinsozialisiert wird, sondern dass sich der Einzelne eben *freiwillig* dazu entscheidet, sich zeitweilig einzubinden in eine (mehr oder weniger professionell) vororganisierte Interessengruppierung.

Solche posttraditionalen Gemeinschaften repräsentieren, so Bauman (1995, S. 19 ff.), je bestimmte „Ideen" des Lebensvollzugs. Sie existieren tatsächlich erkennbar *nur* durch den Glauben der Mitglieder und der Beobachter an ihre Existenz; sie besitzen nur Autorität, weil ihnen und solange ihnen Autorität *zugestanden* wird, denn sie verfügen typischerweise eben *nicht* über genügend institutionell verankerte Sanktionspotentiale zur Durchsetzung der in ihnen je akzeptierten Weltsicht. Ihre Macht gründet nicht auf Zwang und Verpflichtung, sondern auf „Verführung" zur Mitgliedschaft. Auch wenn Zugehörigkeit zu ihnen „in den Augenblicken ihrer Verdichtung (...) eine buchstäblich atemberaubende Intensität erreichen" kann, bieten solche Gemeinschaften doch nur in den seltensten Fällen und nur für die wenigsten ihrer Mitglieder wirklich dauerhafte und dauerhaft verlässliche Deutungsschemata, Ordnungsmuster und Handlungsanweisungen (vgl. Bauman 1997). Kurz gesagt: Immer mehr unserer biographischen „Lagerungen" erscheinen dergestalt immer weniger „schicksalhaft" vorgegeben, sondern ergeben sich zunehmend aus *zeitweiligen* und *freigewählten* Kollektiveinbindungen.

---

2 Typisch für dieses Missverständnis der Individualisierungsthese sind vielleicht die Texte von Burkart (1993), Müller (1998) und Hondrich (1998).

5

Natürlich ist dieser vergemeinschaftungsbedürftige Existenzbastler ein „Homunculus", ein theoretisches Konstrukt, eine einseitige Überzeichnung *von uns allen*, die wir nach wie vor eben auch unsere kleinen familialen, lokalen und „ständischen" Bindungen pflegen und erdulden. Aber auch die *tradierten* Vergesellschaftungsformen wie Familie, Nachbarschaft, Gemeinde, Betrieb usw. sind unter Individualisierungsbedingungen typischerweise nicht mehr einfach biographiewahrend „da", sondern müssen eher von den Interessenten gewählt, hergestellt und (oft mühsam) „gemanaged" werden. Auch sie bieten somit kaum noch zeitstabile Sicherheiten. D. h., dass selbst kulturelle Folgsamkeit und soziale Fügsamkeit vom Existenzbastler nicht mehr explizit als auferlegte Erwartung erfahren, sondern gegebenenfalls als Effekt konkreter wie genereller Kosten-Nutzen-Abwägungen schlicht praktiziert wird.

Demgegenüber werden die Formen der *direkten* Ankoppelung des Einzelnen an das „eherne Gehäuse" der Gesamtgesellschaft, an deren ökonomische, politische, juristische und medizinische Institutionen, anscheinend immer zahlreicher und anscheinend auch alternativloser (vgl. Hitzler 2000). Anders ausgedrückt: Die *normierende* Bedeutung generalisierter Rahmenbedingungen wie Erwerbsarbeitsmarkt, Subventionswesen, Waren-, Dienstleistungs-, Informations- und Unterhaltungsangebot, Rechtsgleichheit, Bildungswesen, soziales Sicherungssystem usw. für die Regulierung des individuellen Lebensvollzugs nimmt zu. Wir beobachten eine Art säkularisierter Struktur-Monadisierung durch Makro-„Institutionen", in denen soziale Herrschaftsverhältnisse mehr oder weniger entpersonalisiert, abstrahiert, formalisiert sind.

Handlungstheoretisch gesprochen bedeutet das, dass, während sich die individuellen Optionen des Entscheidens vervielfältigen, zugleich der – relative – Aufwand für „eigensinnige" Entscheidungen steigt. Dass es „etwas teurer" ist, einen besonderen, nämlich eben einen je eigenen „Geschmack" zu haben, ändert gleichwohl durchaus nichts daran, dass selbst völlige Konformität unter Individualisierungsbedingungen *nicht* mehr als (mehr oder minder) „bewusstloser" Traditionsvollzug begriffen werden kann. Eher resultiert aus einer Art subjektiver „Kalkulation" von Für-und-Wider der aktive *Verzicht* auf einen eigenen Sonder-Geschmack.

Anders ausgedrückt: Auch schlichtes Mittun ist unter diesen Umständen eine mögliche, „rationale" Konsequenz der individuellen *Bereitschaft*, mitzutun. Denn individuelle Entscheidungssituationen werden zwar insbesondere *dann* auch als solche wahrgenommen, wenn sich in ihnen *nicht* routinemäßig hierarchisierte Handlungs-Alternativen eröffnen, wenn also nicht „ganz klar" ist, was nun optimaler- bzw. sinnvollerweise zu tun oder zu lassen ist. Gleichwohl bedeutet das aber nicht, dass zwangsläufig immer mehr Menschen immer öfter immer „merkwürdigere" Verhaltensweisen entwickeln müssten. Es bedeutet lediglich, dass auch habitualisierte Verhaltensweisen, dass auch Vollzugsroutinen immer weniger verlässlich prognostizierbar sind, weil dem Einzelnen eben immer mehr dessen, was ihm relevant ist, zum nicht bzw. zumindest nicht verlässlich vor-geregelten, sondern vielmehr zum individuell zu bewältigenden Entscheidungs- und Handlungsproblem wird.

6

In dieser reflexiven Zuwendung zu den aktuellen Lebensumständen betritt mithin eine radikalisierte Variante des Existenzbastlers, betritt also sozusagen der *Bastelexistentialist* die Bühne der Zeitgeschichte: Dieser – pathetisch gesprochen – neo-existentialistische Typus ist *grundsätzlich* und nachgerade ständig mit Fragen konfrontiert wie „Was kommt denn nun wieder auf mich zu?", „Was ist hier eigentlich wieder los?", „Was mach' ich da jetzt wieder draus?" (vgl. Hitzler 1992). Denn sein Dasein ist geprägt von dem Bewusstsein, dass um ihn her mannigfaltige kulturelle, wirtschaftliche, politische, religiöse, erotische und andere Optionen bereitstehen, deren Realisierung mehr oder weniger „Kosten" der unterschiedlichsten Art verursacht. Was er tut und lässt, tut und lässt er folglich im Sinne eines (allerdings sehr weit verstandenen) *subjektiven* Kosten-Nutzen-Kalküls.

Anders ausgedrückt: Maßgeblich für sein Tun und Lassen, für seinWählen und Entscheiden sind die von ihm *subjektiv* eingeschätzten Wahrscheinlichkeiten von Handlungsergebnissen (die stark verzerrt bzw. „objektiv" falsch sein können) im Verhältnis zu bzw. im Hinblick auf aktuelle Präferenzen (die sich abhängig von individuellen Neigungen und situativen Kontexten jederzeit ändern können). Der Bastelexistentialist handelt also *nicht* „objektiv" rational, wie etwa der „homo oeconomicus", sondern sozusagen erfolgsorientiert nach Maßgabe *seiner* je individuellen Ziele und Überzeugungen. Auch sein Handeln beruht aber keineswegs immer auf wohlbedachtem *Abwägen* von Entscheidungsalternativen. Vielmehr resultiert es in weiten Teilen aus habitualisierten Routinen, aus typisierenden kognitiven Schemata und aus idiosynkratischen Stimmungen. Anders als dem strukturfunktionalistisch hypostasierten „homo sociologicus" sind ihm diese Rahmenbedingungen seines Handelns allerdings nicht „besinnungslos" vorgegeben, sondern sie sind von ihm sozusagen reflexiv hingenommen oder gar gewollt. Er hat ein grundsätzliches existentielles Bewältigungsproblem, nämlich das der *Interpretation* der Situation, in der er sich wähnt, der *Selektion* von Handlungsalternativen, die er sieht, und der *Applikation* von Deutungs- und Handlungsschemata, die er kennt.[3]

Als „Bastelexistentialist" bezeichnen wir somit einen als *kompetent* – als zur Einschätzung seiner *subjektiven* Belange fähig und als über die Mittel der Umsetzung im Hinblick auf seine Entscheidungssituation dem Selbstverständnis nach hinlänglich

[3] Unschwer erkennen wir dergestalt eine gewisse Nähe nicht nur zum existentialistischen Menschenbild, sondern auch zum Akteursmodell des SEU-Ansatzes, wie ihn insbesondere Hartmut Esser vertritt (vgl. Esser 1990, 1991 und 1996; Hitzler 1999b).

informiert – zu beurteilenden Akteur, der die undurchschaubar komplexe, gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit typischerweise dadurch bewältigt, dass er dieser Wirklichkeit dezidiert ihm zuhandene Elemente entnimmt und daraus eine eigensinnige Wirklichkeit, eben *seine* individuelle Lebenswelt zusammenbaut.

7

Wenn also der gemeine Existenzbastler zwar nicht der Lebens-, aber doch immerhin der *Über*lebenskünstler der Spätmoderne sein dürfte, könnte dann der – gewissermaßen „reflexive" – Bastelexistentialist vielleicht zum Pionier einer *anderen* Moderne werden? Zum Pionier einer Moderne, die in ihren Früh- und Vorformen mit ganz heterogenen Umständen korreliert, wie sie z. B. Ulrich Beck (1986) unter dem Etikett der „Risikogesellschaft", Gerhard Schulze (1992) mit der „Erlebnisgesellschaft", Peter Gross (1994) mit der „Multioptionsgesellschaft", Anthony Giddens (1993) mit der „posttraditionalen Gesellschaft", Herbert Willems (1998) mit der „Inszenierungsgesellschaft", Beck, Giddens und Lash (1996) aber auch als „Zweite bzw. Reflexive Moderne", Richard Münch (1998) als „globalisierte Dritte Moderne" und Zygmunt Bauman (1999) als „zivilisatorische Wildnis der Postmoderne" beschreiben?

Nun: Pluralisierungs- und Individualisierungsprozesse führen zwar zu einer enormen Komplexitätssteigerung der gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen. Aber auch die sich abzeichnende Transformation in eine andere Moderne wird voraussichtlich *nicht* in Strukturlosigkeit münden, sondern eher (mitunter fundamentale) Um-Strukturierungen des sozialen Lebens nach sich ziehen: Entwickeln, verstetigen und vermehren werden sich vor allem neue bzw. neuartige Vergemeinschaftungsformen; Vergemeinschaftungsformen, deren wesentlichstes Kennzeichen darin besteht, dass sie eben nicht mit den herkömmlichen Verbindlichkeitsansprüchen einhergehen, welche üblicherweise aus dem Verweis auf (wie auch immer geartete) Traditionen oder auf ähnliche soziale Lagen resultieren, sondern dass sie auf der *Verführung* je einzelner Menschen zur habituellen, intellektuellen, affektuellen und vor allem ästhetischen Gesinnungsgenossenschaft basieren (vgl. Hitzler 1999a; Hitzler/Pfadenhauer 1998).

Diese Verführung ist typischerweise *nicht* in- oder exkludierend, d. h. sie schließt *nicht* grundsätzlich bestimmte Menschen ein oder aus. Solcherlei Verführung kann z. B. auf einem Musikstil basieren, auf einer Sportart, einer politische Idee, einer bestimmten Weltanschauung, auf speziellen Konsumgegenständen oder auch auf Konsum-Stil-Paketen (auf den „angesagten" Dingen) usw.

Für Bastelexistentialisten scheint diese „individualisierte" Form der Vergemeinschaftung bereits zu einer zunehmend kompetent gehandhabten Selbstverständlichkeit des sozialen Miteinanders zu werden: Insbesondere in solchen Vergemeinschaftungsformen, die wir als „Szenen" bezeichnen (vgl. Gebhardt 1999; Hitzler 2000), finden sie Verbündete für ihre Interessen, Kumpane für ihre Neigungen, Partner ihrer Projekte, Komplementäre ihrer Leidenschaften, kurz gesagt eben: Gesinnungsfreunde.

Szenen sind thematisch fokussierte, ästhetisch orientierte soziale Netzwerke: Jede Szene hat ein zentrales „issue", ein „Thema", auf das die Aktivitäten der Szenegänger hin ausgerichtet sind. Szenegänger teilen das Interesse am jeweiligen Szene-Thema. Sie teilen auch typische Einstellungen und entsprechende Handlungs- und Umgangsweisen. Im sozial approbierten Wissen von den „richtigen" Verhaltensweisen, Attribuierungen, Codes, Signalen, Emblemen, Zeremonien, Attitüden, Wissensbeständen, Relevanzen, Kompetenzen usw. konstituiert sich die *Kultur* einer Szene. „Mitgliedschaft" wird folglich einfach durch Aneignung und kompetente Anwendung von szenetypischem Kultur-„Know How" (sowie durch eine bedingt „originelle" Stilisierung des eigenen Handelns im Rahmen szenekonsensueller Verhaltensmuster) hergestellt und praktiziert.

Wenn es in Szenen aber kaum noch um Verpflichtungen geht, sondern nur noch um gelingende oder misslingende Verführungen zur Teilhabe, dann muss irgendwie und von irgendwem Sorge dafür getragen werden, dass solche Teilhaben attraktiv sind bzw. bleiben. Diese Funktion erfüllen im wesentlichen die von uns so genannten „Organisationseliten". Organisationseliten rekrutieren sich, zumindest größtenteils (und essentiell), aus langjährigen Szenegängern, die auf der Basis ihres umfangreichen Wissens um ästhetische Kriterien in der Szene z. B. Geselligkeiten bzw. Veranstaltungen produzieren, d. h. planen, vorbereiten, durchführen und abwickeln, und die im Zuge dieser Tätigkeiten zumeist kommerzielle Chancen nicht nur erkennen, sondern auch nutzen.

Infolgedessen lässt sich in den meisten Szenen eben ein – mehr oder weniger ausgeprägter – Trend zur Kommerzialisierung feststellen. Ein von kritischen Analytikern oft entweder übersehener oder missachteter positiver' Effekt dieser Kommerzialisierung besteht nun z. B. darin, dass sich dadurch – teils situative, teils längerfristige – Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten eröffnen. Da viele dieser, von Außenstehenden und Nichtbeteiligten in der Regel gescholtenen und gerügten, Kommerzialisierungsschübe von Szenegängern selber ausgehen, lässt sich im Hinblick darauf u. E. auch nur bedingt von einer Kolonialisierung freizeitlicher Lebens-Welten durch die sogenannte Kulturindustrie sprechen.

Vor allem vergrößert Kommerzialisierung schlechthin die finanziellen Potentiale (in) einer Szene. Und diese finanziellen Potentiale eröffnen und vermehren u. a. z. B. die Chancen für entlohnte Arbeit. D. h., die sogenannte „Kommerzialisierung" von Szenen macht diese selber zu veritablen Ressourcenquellen für Leute, die sich den Spaß nicht durch die Arbeit verderben und zugleich die Arbeit durch den Spaß nicht vermiesen lassen (wollen). Ressourcenquelle, Arbeit, Einkommen, Profitchancen usw., das streut dabei so ungefähr von der Option, für ein paar Mark „eben mal mitanzupacken", wenn gerade „Not am Mann (bzw. an der Frau)" ist, bis hin zur Chance, ganze Freizeitkonzerne hochzuziehen, (relativ) dauerhaft und (mehr oder minder) „regulär" andere Menschen zu beschäftigen (übrigens auch offiziell auszubilden) und dabei wirklich wohlhabend zu werden.

8

Vor diesem Hintergrund ist die Annahme vielleicht nicht ganz unplausibel, dass für Akteure, bei denen wir *heute* so etwas wie Pionierqualitäten für eine andere Moderne veranschlagen können, ein merkwürdiger Imperativ ebenso gilt, wie eine ebenso merkwürdige Lebensmaxime. Der Imperativ lautet (mit Roberto Blanco): „Ein bisschen Spaß *muss* sein!", und die Lebensmaxime lautet (von einem Raver, einem Teilnehmer an Techno-Veranstaltungen, vor der Fernsehkamera formuliert): „Wer hart feiert, muss auch hart arbeiten können!" Arbeiten und Spaß bzw. Freizeit haben werden demnach künftig allenfalls noch in der konkreten Situation, nicht hingegen als grundsätzlich miteinander *un*vereinbar angesehen. Im Gegenteil: Den Pionier einer anderen Moderne dürfte vermutlich gerade die Kompetenz auszeichnen, dass er *sowohl* die berufsförmige Leistungserbringung, über die der Mensch der „klassischen" Industriemoderne wesentlich sein Selbstverständnis ausgebildet und stabilisiert hat, *als auch* den Freizeit-Hedonismus, der zum prägenden "lifestyle" des überflüssig gewordenen Produzenten in der verdämmernden Spätmoderne geworden ist, gleichsam dialektisch „aufzuheben" – und dergestalt eben zu *managen* – vermag, und dies in einem (gegenwärtig vielleicht noch ganz „unerhörten", weil sozial tatsächlich *innovativen*) *Ineinander* von Leistungserbringungen und Leistungsbeanspruchungen.

9

Dafür, dass dieses Kompetenzprofil des „Sowohl – als auch" typisch bzw. symptomatisch sein dürfte für den Pionier einer anderen Moderne, sprechen im Übrigen keineswegs „nur" existentiell-professionelle Strategien, wie wir sie in der Techno-Szene beobachten und rekonstruieren können. Darauf weisen wenigstens ebenso deutlich eine Reihe sozialstatistisch relevanter Befunde hin.[4]

Bekanntlich werden in der typisch industriegesellschaftlichen Warenproduktion immer weniger Arbeitskräfte gebraucht, während im sogenannten „dritten Sektor" die Zahl der Arbeitsplätze nach wie vor ansteigt. Allerdings erfassen, ebenso bekanntermaßen, die sogenannten Rationalisierungswellen auch immer schneller solche *traditionellen* Dienstleitungsorganisationen wie Verwaltung, Handel, Banken, Versicherungen, Verkehr und Medien. Die tatsächlichen *Zuwächse* an Arbeitsplätzen finden wir hingegen im Bereich der sogenannten *„sonstigen Dienstleistungen"*, d. h., z. B. in Rechts- und Wirtschaftsberatung, im Gesundheits- und im Veterinärwesen, in der Gebäudereinigung, im Kulturbereich, in Wissenschaft und Publizistik, in Werbung und Marketing und insbesondere eben in Gastronomie und Hotellerie.

4 Im Wesentlichen stütze ich mich dabei auf den vom Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (MAGS) des Landes Nordrhein-Westfalen herausgegebenen Arbeitsmarktbericht 1997: „Aktiv für Arbeit in NRW. Analyse – Bilanz – Perspektiven".

Dass sich diese vielfach diagnostizierte Entwicklung aller Wahrscheinlichkeit nach im kommenden Jahrhundert nicht nur fortsetzen, sondern wohl noch intensivieren wird, hängt nämlich – bekanntermaßen – vor allem damit zusammen, dass sich insbesondere in urbanen Zusammenhängen das soziale Leben mehr und mehr in eine „rund um die Uhr"-Veranstaltung verwandelt, weil (hier) eben viele und immer mehr Menschen mit verschiedenen Zeitbudgets und mit ganz unterschiedlichen Interessen zusammenleben, während derweil die industriegesellschaftliche „Normalbiographie" im Sinne des Lebens innerhalb relativ stabiler „Parameter" (wie Schulbildung, Berufsausbildung, stabiles Beschäftigungsverhältnis, Familiengründung, Wohlstandserzeugung, Absicherung, sichere Rente usw. – die „real" vielleicht ohnehin nie existiert hat) auch ideologisch sozusagen lautlos in sich zusammenfällt.

Nach dem Ende der soziokulturellen Normalität von Normalerwerbsbiographien wird so etwas wie „Lebenserfolg" vermutlich *unabdingbar* mit der individuellen Fähigkeit verbunden sein zum flexiblen Zusammenbasteln der je eigenen Existenz aus je (zufällig) zuhandenen bzw. sich eröffnenden (Erwerbs-)Chancen. Denn das, was vermutlich das Wachstumspotential der sogenannten „sonstigen Dienstleistungen" wesentlich ausmacht, ist eben die Tendenz zur *Auflösung* der Trennung von Erwerbszeit und Freizeit, ist das Unterlaufen von Zeitordnungen, wie sie von Strukturkonservativen (der verschiedensten politischen und moralischen Couleur) nach wie vor reklamiert werden.

Pioniere einer anderen Moderne, das werden infolge dieser, der typisch modernen, institutionellen *Differenzierung* entgegenlaufenden, *Diffundierung* von Lebensbereichen, Zeitsegmenten und Handlungslogiken somit eben *nicht* Spezialisten oder gar Hyper-Spezialisten sein, sondern Träger von (und Spieler mit) sogenannten Kernkompetenzen und Basisqualifikationen – d. h. von (bzw. mit) Fähigkeiten zur *Struktur*erfassung, von (bzw. mit) Kenntnissen *abstrakter* Verfahrenstechniken *und* von (bzw. mit) *Strategien* der Erfassung und Entsprechung von in „kleinen" sozialen Kontexten je spezifischen

Relevanzen. Die Ausbildung solcher Eigenschaften aber wird, und das wird bislang noch weitestgehend übersehen (oder ignoriert), gerade in jenem, bislang zu großen Teilen noch „schattenwirtschaftlichen" Konglomerat der „Freizeit-Arbeit" bzw. neudeutscher ausgedrückt: des „leisure-jobbing" befördert, die bzw. das wir symptomatisch eben in Szenen finden. Nicht nur, aber auch nicht zuletzt aus diesem Grund könnten sich Szenen – unbeschadet von Aufstieg und Niedergang *bestimmter* Szenen – als die individualisierungssymptomatischen Gesellungsgebilde (für Bastelexistentialisten) erweisen, die sich am Übergang zu einer „anderen" Moderne sozusagen „querlegen" zu überkommenen systemintegrativen Strukturen; genauer: zu „großen" institutionell gestützten und verfassten Gesellschaftsbereichen der bisherigen Moderne – wie Recht, Wirtschaft und Politik.

Literatur

Bauman, Zygmunt, 1995, Ansichten der Postmoderne. Hamburg, Berlin.
Bauman, Zygmunt, 1997, Flaneure, Spieler und Touristen. Hamburg.
Bauman, Zygmunt, 1999: Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg.
Beck, Ulrich, 1983: Jenseits von Stand und Klasse? In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten (Sonderband 2 von „Soziale Welt"). Göttingen.
Beck, Ulrich, 1986: Risikogesellschaft. Frankfurt a.M.
Beck, Ulrich, 1995: Eigenes Leben. In: Beck, Ulrich et al.: Eigenes Leben. München, S. 9-174.
Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth, 1990: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a.M.
Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott, 1996: Reflexive Modernisierung. Frankfurt a.M.
Beck-Gernsheim, Elisabeth, 1983: Vom „Dasein für andere" zum Anspruch auf ein Stück „eigenen Leben". In: Soziale Welt, H. 3, S. 307-340.
Burkart, Günter, 1993: Individualisierung und Elternschaft – das Beispiel USA. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 22 H. 3, S. 159-177.
Esser, Hartmut, 1990: „Habits", „Frames" und „Rational Choice". In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 19 H. 4, S. 231-247.
Esser, Hartmut, 1991: Alltagshandeln und Verstehen. Tübingen.
Esser, Hartmut, 1996: Definition der Situation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 48, H. 1, S. 1-34.
Friedrichs, Jürgen (Hrsg.), 1998: Die Individualisierungs-These. Opladen.
Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald/Liebl, Franz, 1999: Szene-Entwicklungen und Szene-Events. Koblenz, Dortmund, Witten (Arbeitspapier).
Giddens, Anthony, 1991: Modernity and Self-Identity. Cambridge (University Press).
Giddens, Anthony, 1993: Tradition in der posttraditionalen Gesellschaft. In: Soziale Welt, H. 4, S. 445-485.
Gross, Peter, 1994: Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt a.M.
Hitzler, Ronald, 1992: Der Goffmensch. In: Soziale Welt, H. 4, S. 449-461.
Hitzler, Ronald, 1994: Sinnbasteln. In: Mörth, Ingo/Fröhlich, Gerhard (Hrsg.): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Frankfurt a.M., New York, S. 75-92.
Hitzler, Ronald, 1996: Orientierungsprobleme. In: Leviathan, H. 2, S. 272-286.
Hitzler, Ronald, 1998: Posttraditionale Vergemeinschaftung. In: Berliner Debatte INITIAL, H. 1, S. 81-89.
Hitzler, Ronald, 1999a: Verführung statt Verpflichtung. Die neuen Gemeinschaften der Existenzbastler. In: Honegger, Claudia/Hradil, Stefan/Traxler, Franz (Hrsg.): Grenzenlose Gesellschaft? Teil 1. Opladen, S. 223-233.
Hitzler, Ronald, 1999b: Konsequenzen der Situationsdefinition. In: Hitzler, Ronald/Reichertz, Jo/Schröer, Norbert (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz, S. 289-308.
Hitzler, Ronald, 2000: „Vollkasko-Individualisierung". In: Prisching, Manfred (Hrsg.): Ethik im Sozialstaat. Wien, S. 155-172.
Hitzler, Ronald;Bucher, Thomas/Niederbacher, Arne, 2000: Leben in Szenen. Opladen.
Hitzler, Ronald;Honer, Anne, 1994: Bastelexistenz. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt a. M., S. 307-315.
Hitzler, Ronald;Honer, Anne, 1996: Individualisierung als Handlungsrahmen. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, H. 2, S. 153-162.
Hitzler, Ronald;Pfadenhauer, Michaela, 1998: Eine posttraditionale Gemeinschaft. In: Hillebrandt, Frank;Kneer, Georg;Kraemer, Klaus (Hrsg.): Verlust der Sicherheit? Opladen, S. 83-102.
Hondrich, Karl-Otto, 1998: Gemeinschaftsbildung heute. In: zur debatte, 28. Jg., Nr. 2-3, S. 27-28.
Luckmann, Benita, 1978: The Small Life-Worlds of Modern Man. In: Luckmann, Thomas (ed.): Phenomenology and Sociology. Harmondsworth (Penguin): 275-290.

Müller, Walter, 1998: Sozialstruktur und Wahlverhalten. In: Friedrichs, Jürgen (Hrsg.): Die Individualisierungs-These. Opladen, S. 249-262.
Münch, Richard, 1998: Globale Dynamik, lokale Lebenswelten: Der schwierige Weg in die Weltgesellschaft. Frankfurt a. M.
Schulze, Gerhard, 1992: Die Erlebnisgesellschaft. Frankfurt a.M., New York (Campus).
Willems, Herbert, 1998: Inszenierungsgesellschaft? In :Willems, Herbert./Jurga, Martin (Hrsg.). Inszenierungsgesellschaft. Opladen, S. 23-80.
Würthrich, Hans A.; Winter, Wolfgang; Philipp, Andreas (Hrsg.), 2001: Grenzen ökonomischen Denkens. Auf den Spure einer dominanten Logik. Wiesbaden.

Prof. Dr. Ronald Hitzler
Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie
Fachbereich 12
Universität Dortmund
Tel./Fax: ++49.231.7552817
e-Mail: ronald@hitzler-soziologie.de

Ronald Hitzler (Jahrgang 1950) studierte Soziologie in Konstanz, promovierte in Bamberg und ist seit 1997 Lehrstuhlinhaber für Allgemeine Soziologie an der Universität Dortmund und seit September 2000 Vorsitzender der Sektion „Politische Soziologie" der DGS. Seine wichtigsten Arbeitsgebiete sind Phänomenologie; dramatologische Anthropologie; hermeneutische Wissenssoziologie; Modernisierung als Handlungsproblem; Kultur-, Politik- und Professionssoziologie.